

Aus dem Leben eines Musikkritikers

Kolumne Nr. 18: Kleine Maestro-Galerie (I)

Pittoreske Miniaturen von Begegnungen mit prominenten Dirigenten. Zum Beispiel mit dem aufstrebenden Franz Welser-Möst. Es war 1985, der Jung-Maestro aus Österreich zählte knapp 25 Jahre und war gerade zum Oberleiter in Winterthur berufen worden. Ich traf ihn in einem gutbürgerlichen Restaurant zum Mittagessen. Ich nahm das Menu, er allerdings wollte bloss aus dem Wasser gezogenes Gemüse ohne jede Zutat. Er sei eben mitten in einer Entschlackungskur, bekannte er, die müsse er einen Monat lang durchziehen. Jedenfalls ahnte ich schon damals die starke Willenskraft des ambitionierten Musikers – inzwischen ist Welser-Möst ganz oben gelandet, Chef beim Cleveland Orchestra und gleichzeitig über die Wiener Staatsoper.

In den frühen neunziger Jahren steckte das Zürcher Tonhalle-Orchester in einer Krise. Wir planten eine Artikelfolge, dazu gehörte das Gegenbeispiel eines Ensembles, das vom Mittelmass in die Spitzenklasse vorgerückt war. Also flog ich nach Norwegen, wo Mariss Jansons das Philharmonische Orchester Oslo zu einer ersten Adresse befördert hatte. Ich stiess auf eine hochmotivierte Gemeinschaft. Als ich mich in einer Probenpause nach Jansons erkundigte, flüsterten mir die Musiker zu, er sei beim „Komponieren“. Des Rätsels Lösung: in dieser halben Stunde ruhte sich der Dirigent nicht etwa aus, sondern sah die Stimmen durch und zeichnete die Bindebögen ein. Während Jansons in den Proben eher diskret taktierte, ging er beim Konzert voll aus sich heraus. Das war sein Credo: „Am Abend muss das Feuer dazu kommen, und das kann nur geben, wer selber brennt.“

Es war 1967. George Szell, der das Cleveland Orchestra zur Weltspitze gebracht hatte, kam an die Luzerner Festwochen. Ich besuchte ihn im Hotel Palace. Man hatte mich gewarnt: Er könne sehr verdriesslich sein, ein gefürchteter Interviewpartner. Und prompt erhielt ich Tadel, weil ich nicht auf Anhieb wusste, wann genau er an der New Yorker Metropolitan Opera gewirkt hatte (nämlich 1942 bis 1946): „Sie haben meine Biographie nicht gelesen!“ Ich machte mir fleissig Notizen von unserem Gespräch, meine Stenokenntnisse waren leider längst erschlaft. Am nächsten Tag gabs ein erneutes Treffen beim Dinner der Plattenfirma. Mein Text war inzwischen erschienen, ich zitterte. Da sagte Szell zu mir: „Es ist eines der genauesten Interviews, das ich gelesen habe“. Ein höheres Lob habe der Maestro kaum je ausgesprochen, flüsterten mir die anwesenden Musiker des Cleveland Orchestra zu. Ich war mächtig stolz.

Auch Claudio Abbado galt und gilt nicht gerade als einfacher Gesprächspartner. Er bleibt fast immer – ausser zu jenen, die ihm sehr nahe stehen – ziemlich reserviert, geht selten aus sich heraus. Doch als ich ihn auf das Engadin ansprach, wo er damals im Fextal eine Wohnstätte besass, taute er förmlich auf. Er war auf dem Piz Palü gewesen, ich war auf dem Piz Palü gewesen, und so landeten wir bei alpinistischem Fachgeplauder über gefährliche Lawinen und den Hochgebirgsrausch. Er empfahl mir zwei andere Fast-Viertausender in der Gegend, den Chapütschin und den Piz Glüschaint. Leider, das muss ich schmerzlichen Herzens bekennen, bin ich seinen wohlmeinenden Vorschlägen nicht gefolgt.

Mario Gerteis